

Michael Pesek

Das Ende eines Kolonialreiches

Ostafrika im Ersten Weltkrieg



Eigene und
Fremde Welten

campus

Inhalt

Einleitung	7
Der Krieg in der Literatur.	16
Koloniale Ordnung.	24
Repräsentationen kolonialer Ordnungen	31
Das Schlachtfeld als agonales Theater kolonialer Ordnungen	36

Schlachtfelder

Der Krieg in Ostafrika 1914–1918	41
1914 –1916	47
1916–1917	71
1917–1918	101
Epilog.	120

Akteure

Die <i>Safari ya Bwana Lettow</i> – Afrikaner im europäischen Krieg . . .	127
Askari.	131
Träger.	154
Ruga-Ruga	187
Frauen und Kinder	196

(Un)Ordnungen

Von der kolonialen Ordnung zur Ordnung des Schlachtfelds.	207
Der Krieg – ein Testfall für die koloniale Ordnung	212
Die Krise der kolonialen Ordnung	221
Der schwindende Nimbus des <i>Bwana mkubwa</i>	230
Kriegsverbrechen	242
Die Verkehrung kolonialer Ordnung – Britische Kriegsgefangene in deutschen Lagern.	266
Deutsche Kriegsgefangene in alliierten Lagern	278
Des Kaiserreichs <i>Jihad</i> in Ostafrika	282
Die neue Ordnung	295
Der Kampf um die neue Ordnung	320

Repräsentationen

Helden	335
Die Geburt des Kolonialpioniers	341
Die Rückkehr des kolonialen Helden	346
Rituale des kolonialen Kriegshelden	355
Afrikanische Perspektiven auf den Krieg	364
Schluss	382
Abbildungen	391
Bibliographie	393
Index	410

ridor von einigen Hundert Kilometern zwischen der Küste und dem Landesinneren.

Auch die afrikanischen Individuen und Gesellschaften erlebten den Krieg auf ganz unterschiedliche Weise. Für einen Großteil der Zivilbevölkerung bedeutete der Krieg, wie John Iliffe richtig bemerkte, Vertreibung, Hunger und Furcht vor Ausplünderung, Vergewaltigung und Verschleppung. Für einige wenige war er dagegen eine Möglichkeit, sich zu bereichern, alte Machtansprüche wieder aufleben zu lassen oder neue Macht zu gewinnen.²² Zu unterschiedlich waren auch die Ordnungen, die auf den Abzug der Deutschen folgten. Die Briten verfochten eine andere Politik als die Belgier und auch die afrikanischen Herrscher positionierten sich in der jeweiligen neuen Ordnung in ganz unterschiedlicher Weise.

Repräsentationen kolonialer Ordnungen

Mit Ordnungen ist es so eine Sache: Sie erscheinen in ihren Beschreibungen oft als eherne und fest umrissene Welten, in der jeder und alles nach bestimmten Prinzipien und Mustern geordnet ist. Bei näherem Hinschauen erweisen sich diese Ordnungen aber oftmals als weitaus unordentlicher und weniger festgefahren, ihre Ränder sind ausgefranst und durchlässiger als ihre Chronisten und Agenten es sich eingestehen möchten. Bei der Lektüre kolonialer Berichte fällt es oft schwer, zwischen der Beschreibung einer konkret realen Herrschaftspraxis und dem Entwurf einer zukünftigen Welt zu unterscheiden. Koloniale Herrschaft war der Versuch, Gesellschaften in einer mehr als radikalen Form umzugestalten. Doch oft wollte sich diese Zukunft nicht so rasch und nicht in der gewünschten Form einstellen. Koloniale Diskurse spielten und rechneten daher immer mit dem Zukünftigen. Eine Zukunft, die aus der Sicht der Kolonisierenden unabwendbar schien. Aus der Sicht der Kolonisierten mochte sie dagegen ganz andere Wege gehen.

So mag man mit einigem Recht fragen, ob Ordnungen wie die koloniale nicht eher im Bereich der Repräsentationswelten anzutreffen sind als in sozialen Realitäten. Doch wenn man gerade kolonialen Ordnungen, wie etwa der in Deutsch-Ostafrika, einen gewissen Hang zur Illusion nachsagen kann, so ließe sich der Einfluss dieser Illusionen auf den Alltag der Ko-

²² Iliffe, *Modern History*, S. 251.

lonisierten und Kolonialisierenden kaum abstreiten. Als Konfiguration einer sozialen Welt und als ein Diskurs zur Einordnung eben dieser Welten in die Vorstellungswelt der Kolonisierenden ging es in kolonialen Ordnungen vor allem um die Herstellung und Sichtbarmachung von Differenzen zwischen Europäern und Afrikanern. Das war, um einen durch und durch Brechtschen Begriff zu verwenden, der grundlegende *Gestus* kolonialer Ordnungspolitik und -vorstellungen. Wobei der Begriff des *Gestus* genau dieses Zusammenfallen von Vorstellung, Darstellung und Transformation von sozialen Welten zu fassen vermag.²³ Die von kolonialen Diskursen so vehement konstruierten Unterschiede zwischen Europäern und Afrikanern wurden im kolonialen Alltag in immer wiederkehrenden Spektakeln inszeniert. Das fing beim einfachen Grüßen auf der Straße an, bei dem ein unachtsamer Afrikaner schon mal die Peitsche riskierte, grüßte er den hohen deutschen Herrn nicht ordnungsgemäß. Und es endete in der Planung kolonialer Städte wie Dar es Salaam und Tanga, wo die afrikanischen Quartiere sorgsam von denen der Europäer getrennt wurden. Mit der gleichen Vehemenz, mit der koloniale Diskurse soziale Welten entlang rassistischer Kategorien ordneten, versuchte koloniale Politik eine soziale Welt zu erschaffen, in denen diese Kategorien grundlegende Ordnungsmerkmale waren. In der die Hautfarbe die Mächtigen von den Machtlosen, die Herrschenden von den Beherrschten, die Reichen von den Armen unterschied. Während die deutsche Kolonialherrschaft einen weitaus geringeren Einfluss auf die afrikanischen Gesellschaften haben mochte, als die Kolonialherren glaubten oder in ihren Berichten an die Heimat glaubhaft machen wollten, war die koloniale Ordnung in der Figur des Kolonialherren am stärksten ausgeprägt. Koloniale Herrschaft erschuf vor allem eine Ordnung, in der die Kolonialherren einen exklusiven Zugang zu den Ressourcen des Staates und zu globalen Konsumwelten beanspruchten. Diese relative Exklusivität versetzte die Kolonialherren in die Lage, ihre selbst verliehene Identität als die *Bwana Mkubwas*, oder die großen Herren, in jedem Moment ihres Alltags in Szene zu setzen.

Koloniale Ordnung war, wie kaum eine andere soziale Ordnung in der modernen Geschichte, eine Ordnung, in der dem Körper als Verkörperung dieser Ordnung eine hohe Bedeutung zukam. Der Körper des Kolonisierenden war die verkörperte Legitimation kolonialer Herrschaft als eine Herrschaft, die auf rassistisch konstruierten Differenzen beruhte. Er war ihr

²³ Zum Konzept des Brechtschen *Gestus* siehe: Astrid Oesmann, *Staging history: Brecht's social concepts of ideology* (New York: SUNY Press, 2005), S. 23.

ideologisches Leitbild, in dem sich die zivilisatorische Mission kolonialer Herrschaft spiegelte. Er war das Modell, nach dem die Kolonisierten im Prozess kolonialer Subjektbildung transformiert werden sollten. Und oft genug war es der Körper des Europäers, der mit seiner alleinigen Präsenz koloniale Herrschaft vor den Augen der Kolonisierten präsentierte, insbesondere jenseits der kolonialen Zentren, in den abseits gelegenen Verwaltungsstationen im »Busch«.²⁴

Die Geschichte des kolonialen Körpers im Ersten Weltkrieg ist die Geschichte einer Krise. Seit den ersten kolonisierenden Schritten Europas in überseeische Gebiete gingen Körperdiskurse auch immer mit Vorstellungen der Krise einher. Wie Untersuchungen über die europäische Tropenmedizin gezeigt haben, wurde der Körper des kolonisierenden Europäers als in ständiger Bedrohung befindlich wahrgenommen. Die Tropen wurden dabei als ein von Krankheiten und ungesundem Klima heimgesuchter Ort gesehen, dessen Bevölkerung unter unhygienischen Bedingungen lebte, die diese Gefahren noch potenzierten. Hinzu kamen Ängste über ganz andere Körperpraxen, wie sie in den vermeintlich loseren Sexualvorstellungen der lokalen Bevölkerung vermutet wurden.²⁵ Erst die Schaffung einer neuen kolonialen Raumordnung, einer kolonialen Infrastruktur und eines rationalisierten und mit dem, was man Prothesen der Moderne nennen könnte, ergänzten Körpers vermochte das Überleben des Europäers in dieser Umgebung zu garantieren. Prothesen der Moderne – das waren all die Requisiten und Apparaturen einer metropolitanen Moderne, mit deren Hilfe die Europäer in Afrika nicht nur ihr Überleben zu sichern hofften, sondern auch ihre Identität als den Afrikanern qua ihres Monopols über die Moderne und ihren technologischen Segnungen überlegenen Kolonialherren.²⁶

24 Pesek, *Deutsch-Ostafrika*, S. 274

25 Warwick Anderson, »Disease, Race, and Empire«, in: *Bulletin of the History of Medicine* 70, (1996) 1, S. 62–67, insbesondere S. 63; David Arnold, »Introduction: disease, medicine and empire«, in: *Imperial medicine and indigenous societies*, hrsg. von David Arnold (Manchester: Manchester University Press, 1988), S. 1–26, insbesondere S. 3; Elisabeth M. Collingham, *Imperial Bodies. The Physical Experience of the Raj, c. 1800–1947* (Cambridge: Polity, 2001), S. 1; Philip D. Curtin, *Disease and empire: The health of European troops in the conquest of Africa* (Cambridge New York: Cambridge University Press, 1998), S. 28.

26 Michael Pesek, »Performing the Metropolitan habitus. Images of European modernity in cross-cultural encounters in 19th century Eastern Africa«, in: *Configurations of modernity*, hrsg. von Vincent Houben & Mona Schrepf (Frankfurt a. M.: Campus, 2008b), S. 41–66, insbesondere S. 43.

Die Geschichte der Etablierung kolonialer Herrschaft kann durchaus in diesem Sinne gelesen werden: Als Schaffung einer sozialen Ordnung, in der der Körper des Kolonialherren nicht nur überleben konnte, sondern auch die ihm zugewiesene Rolle als Repräsentation kolonialer Herrschaft erfüllen konnte. In Ostafrika musste der Gewaltraum des Krieges, so kann man an dieser Stelle vermuten, unweigerlich Konsequenzen für die koloniale Ordnung und deren Repräsentationen haben. Die Zerstörung kolonialer Infrastruktur barg die Gefahr in sich, auch die Grundlagen für die Inszenierung kolonialer Distinktionen zu zerstören und somit den Habitus des Kolonialherren seiner Repräsentationsmacht zu berauben. Mit der Transformation des Raumes kolonialer Herrschaft zu einem Gewaltraum, wo Gewaltpraktiken sich nun auch gegen den Körper des Kolonialherren richteten, war auch die koloniale Ordnung bedroht.

Diese Perspektive auf den kolonialen Körper ist im Wesentlichen inspiriert von Greg Denings Buch über die Meuterei auf der *Bounty*. Der australische Historiker schildert die soziale Ordnung des Schiffes als eine räumliche Anordnung, über die die sozialen Hierarchien symbolisiert wurden. Das Achterdeck war ein Ort der Autoritäten und ein Ort, an dem Autorität repräsentiert wurde. Da es nur von den Offizieren des Schiffes betreten werden durfte, war es auch ein Ort in und mit dem soziale Hierarchien und Differenzen praktiziert und repräsentiert wurden. Dening sieht in der Aufhebung dieser räumlichen Ordnung des Schiffes durch den Umbau zu einem botanischen Forschungsschiff den wesentlichen Grund für die Meuterei. Sie schränkten die Fähigkeit des Kapitäns William Bligh, seine Autorität zu repräsentieren in solchem Maße ein, dass die soziale Ordnung des Schiffes ins Wanken geriet.²⁷

Deutsch-Ostafrika war indes nicht die abgeschlossene und überschaubare Welt eines Handelschiffes der britischen Marine. Es war in seinen Grenzen weniger bestimmt und in seinen vielfältigen lokalen Konfigurationen auch unübersichtlicher. Bezeichnenderweise markiert Dening den Beginn der Krise auf der *Bounty*, die zur Meuterei kulminierte, in der Begegnung mit einer anderen Ordnung bzw. mit der Ankunft in einem durch andere Ordnungen konfigurierten Raum: Der Moment, als die Offiziere und Matrosen des Schiffes auf Tahiti landeten. Für mehr als fünf Monate pendelten die britischen Seeleute zwischen dem Schiff und dem Leben auf dem Land hin und her. Einige versuchten, sich der Ordnung des Schiffes durch Flucht

²⁷ Greg Dening, *Mr Bligh's bad language – passion, power and theatre on the Bounty* (Cambridge: Cambridge University Press, 1992), S. 80ff.

zu entziehen. Letztendlich kollabierte die Ordnung des Schiffes und es kam zur Meuterei. Die koloniale Ordnung in Deutsch-Ostafrika war dagegen, wie bereits gesagt, ein Raum in dem ganz unterschiedliche Konfigurationen kolonialer Ordnung nebeneinander existierten, sich überlappten und in gewisser Weise auch einander transformierten. Die koloniale Ordnung in den urbanen Zentren der Küste etwa konfigurierte sich anders als im entfernten Bukoba am Viktoria-See. Nichtsdestotrotz war die Hauptstadt der Kolonie mit ihrem Gouverneurspalast und den geraden Straßen, die die Europäerviertel von denen der Inder und Afrikaner teilten, gleichsam ein Modell, nach dem die Zukunft anderer kolonialer Zentren gestaltet werden sollte. Bukoba wurde wiederum zu einem Modell für die deutsche Kolonialpolitik, nachdem der Staatssekretär Dernburg im Jahre 1907 die dortige Version des von den Briten abgeschauten Modells indirekter Herrschaft begutachtet und für nachahmenswert empfunden hatte.²⁸

Doch nicht nur die Kolonialherren konfigurierten diesen Raum unterschiedlicher kolonialer Ordnungen, sondern auch die Afrikaner. Teils mit offenem, teils mit zähem passiven Widerstand drängten sie die Kolonialherren auf Inseln kolonialer Herrschaft zurück. Besonders in den Grenzregionen der Kolonie, an der portugiesisch-deutschen Grenze oder am Ostufer des Tanganyika-Sees gab es so manches No-Go-Gebiet, das die Deutschen wenn, dann nur mit starker militärischer Bedeckung betraten. Flucht, eine der häufigsten Formen des Widerstandes gegen die Deutschen, entvölkerte zeitweise ganze Landstriche. Mit ihrer Abwesenheit schränkten die Afrikaner die Bewegungsfreiheit der Kolonialherren ein, und wenn, wie Raumtheoretiker immer behaupten, Raum auch eine Konfiguration von sozialen Beziehungen ist, dann entkolonialisierten sie mit ihrer Flucht zumindest Teile des kolonialen Raums.²⁹ Mehr noch, die Ostafrikaner waren keine Inselbewohner, sie pflegten vielfältige Beziehungen zu anderen Regionen Afrikas und oft genug auch darüber hinaus, wie etwa die ostafrikanischen Händler, die rege Beziehungen zu Handelshäusern in Indien und im Oman hatten. Auch am Viktoria-See waren die Bewohner in ein etabliertes Beziehungsnetz bis nach Buganda eingebunden. Diese Kontakte beschränkten sich nicht auf den Austausch von Gütern, sie hatten auch vielfältige diplomatische und kulturelle Beziehungen etabliert.

28 Michael Pesek, *Praxis und Repräsentation*, S.199–225, insbesondere S. 211.

29 Zur Theorie von Raum als Konfiguration sozialer Beziehungen siehe vor allem: Henri Lefebvre, *The production of space* (Oxford: Blackwell, 2004).